

Kriegsfotografie ohne Krieg

Das Foto auf dieser Seite gehört zu den bekanntesten Bildern der jüngeren Zeitgeschichte: Die amerikanische Schaltzentrale in Erwartung der entscheidenden Minuten im Kampf gegen den Terroristen Bin Ladin. In Hildesheim machten sich nun die objektiven und subjektiven Hermeneuten aller Disziplinen daran, dieses Element einer „politischen Ikonographie der Gegenwart“ zu deuten.

Das Bild ist berühmt. Es fand ein Millionenpublikum, bevor es weltweit viele Zeitungen als Titelbild füllte. Seit mehr als einem halben Jahr zinselt eine Aufnahme aus dem Situation Room des Weißen Hauses die Öffentlichkeit, auf der ranghohe Politiker, Berater und Militärs der Vereinigten Staaten zu sehen sind, während sie über den Verlauf der Militäroperation informiert werden, deren Ziel die Tötung Usama Bin Ladins ist. Das schrieb der Fotograf, Pete Souza, unter das Bild, als er es zuerst auf Flickr.com veröffentlichte. Alles Weitere überließ man der Spekulation.

Die offenen Fragen zum Bild waren Anlass einer wissenschaftlichen Tagung, die kürzlich in Hildesheim stattfand. Was kann uns „Hillarys Hand“ zur politischen Ikonographie der Gegenwart sagen? In acht Vorträgen näherten sich Philosophen, Psychologen, Pädagogen, Kulturhistoriker und Soziologen dem Bild aus ihren Perspektiven. Für sie war das Bild ein kultureller, Gegenwurf der Präsentation des totus Gaddafi“ (Michael Diers), die propagandistische Wirkung der Agenda des 11. Septembers“ (Ulrich Overmann), eine eigene Form „domestizierter Kriegsfotografie“ (Ruth Ayab). So, wie die Protagonisten aus dem Bild herausstarrten, so zieht es uns als Beobachter in es hinein. Das Bild zeigt uns „bestrafte“ (Gerhard Schweppenhäuser), unter ihnen den mächtigsten Mann der Welt, der merkwürdig klein und in „demütiger Haltung“ (Martin Schuster) erlebt, zu welchen Handlungen sein Amt zwingt.

Viele Ausführungen zum Bild bestätigen intuitive Beobachtungen: In dem Bild geht es um Weltgeschichte, die auf einen Augenblick verkürzt wurde. Es geht um den Gegensatz militärischer und humanistischer Weltgestaltung, gezeigt durch den Brigadegeneral am Computer und die Politikerin Hillary Clinton, die als Einzige man unterstellt erschrocken, auf ihr Erleben reagiert. Neben dem Präsidenten liegt ein „Burn Bag“, eine Tasche für Dokumente, die nach Gebrauch inklusive Inhalt verbrannt wird; auf dem Tisch liegt ein im Nachhinein verpixelt Dokument – das erklärt dem Betrachter, Es passiert et was Dramatisches.

Hillary Clinton befindet sich nicht nur auf dem ersten Blick im Zentrum. Technische Aspekte des Bildes unterstützen diesen Eindruck: Der Fokus liegt auf ihrem Gesicht, sie sitzt in der Mitte der rechten Bildhälfte, viele planimetrische Merkmale (die Agaja Przyborski und Jürgen Raab aufzeigten) verweisen auf sie. Und die inszenierten Aspekte des Bildes lassen sich durch Aspekte ihrer Selbstdarstellung kompletieren: Hillary Clinton ist auffällig anders gekleidet, sie zeigt ihre Hände und eine Geste, deren vermuteter emotionaler Gehalt durch die Beobachtung beinahe physisch nachvollziehbar ist. Sie lässt, als Einzige, den Beobachter verstehen, was gerade passiert. Die Männer im Raum sind passive Beobachter, abgesehen von Brigadegeneral Webb. Er ist durch seine Aktivität, seine Anwesenheit auf dem Sitz des Präsidenten, seine Uniform und seinen gesenkten Blick heraus-

Hiilary Clinton und Marshall Webb sind die Protagonisten. Es ist nicht Barack Obama, der in so vielen offiziellen Bildern des Weißen Hauses das Zentrum der Inszenierung bildet. Kein anderes öffentliches Dokument des Weißen Hauses verdeutlicht den Wahlpruch „Yes we can“ (nicht „I can“) besser als dieses Bild.

Doch was bedeutet dieses Foto? Es wurde geplant, geschossen und gezielt ausgewählt. Ruth Ayab arbeitete heraus, dass es seine Bedeutung vor allem durch das erhält, was es nicht zeigt. Das verpixelte Geheimdokument in der Bildmitte ist als Objekt noch sichtbar, ganz unsichtbar ist der Anlass des Bildes. Nur in Hillary Clintons Augen spiegeln sich die Bildschirmre, auf die alle schauen. Das Bild zeigt keinen Krieg, nichts Martialisches, es lässt uns nur mittelbar teilhaben an dem, was Hillary Clinton offenbar schaudern lässt. Ul-

rich Overmann stellte fest, dass dem Bild auch jedes Zeichen des Triumphes fehlt, obwohl es zu diesem Anlass veröffentlicht wurde.

Das Bild zeigt genau das Gegenteil, nämlich den Moment der Anspannung, als der Triumph noch nicht feststeht. Der Betrachter erlebt nicht nur, sondern vollzieht mit, was er sieht. Dadurch entfaltet sich eine besondere Form der Legitimation. Es geht weniger darum, ob Recht ist, was geschieht, als darum, ob es gelingt. Der Soziologe Overmann überzeugte mit einer daran anschließenden Beobachtung: Dem Bild fehlt es an immantenter Prägnanz: Nur weil wir die Personen kennen, weil wir durch die Informiertheit über die begleitenden Umstände wissen, um was es geht, ist es für uns überhaupt interessant. Es hat symbolischen, aber keinen ikonographischen Wert. Trotz dieser

Feststellung ruhte seine Interpretation auf einer Präsentation der von ihm entwickelten Hermeneutik, die sich auf das Bild, also auf alles im Rahmen Befindliche, beschränkte – und Antworten auf viele interessante Fragen aussparte. Dies war gleichsam das Muster der Tagung.

Zu kurz kamen die Karikaturen des Bildes zur Sprache, die in unfassbarer Fülle im Internet zu finden sind. Einer der Veranstalter (Michael Corsten) hatte die Fragen aufgeworfen: Was bedeutet es, die Bilder anzuschauen? Welche Bemühungen gibt es, die Bilder zu beherrschten? Gibt es eine „kollektive Bildverarbeitung“? Mit dem Internet entstand aber eine neue Kultur: Auf Bilder wird mit Bildern reagiert, sie habe die Hand vor den Mund gehalten, weil sie gerade allgegenwärtig eine Niesetasche hatte. STEFAN SCHULZ.

darstellen, stellte Martin Schuster fest: Texte erschrecken Kopfe, Bilder erschrecken Herzen.

Und nun reagiert das Publikum selbst mit Bildern. Gerade um das Bild aus dem Situation Room bildete sich ein dichtes Netz von Mash-Ups, also Karikaturen, die das Bild verändern oder es anknüpfen. In einem hat der Präsident einen Videospiel-Controller in den Händen, in einem anderen wird das ganze Bild mit weiteren Beobachtern, zusammengesammelt aus der Popgeschichte der letzten fünfzig Jahre, überfrachtet. Die „Archäologie des Bildes“ blieb also unvollständig und die Frage nach der „politischen Ikonographie der Gegenwart“ in vielen Aspekten unbehandelt. Hillary Clinton erklärte übrigens später, sie habe die Hand vor den Mund gehalten, weil sie gerade allgegenwärtig eine Niesetasche hatte. STEFAN SCHULZ.

Tötungsanalysen

Mordsfilme

Die sogenannte Bekerner-DVD der Zwickauer Zelle ist untypisch für den politischen Terrorismus, der meistens in der rationalisierten Form von schriftlichen Manifesten seine Absichten darstellt. Dagegen scheint der Gebrauch von Bildmedien typisch zu sein für die Selbstdokumentation von Serienmördern – wie ja auch das Handeln der Zwickauer die für natürlich gehaltene Grenze von Attentats/Terrorismus und Serienmord verwischt. Serienmörder wurden vor allem durch Filme wie „Der Schwaiger der Lämmer“ oder „Natural Born Killers“ in den vergangenen Jahrzehnten größere Aufmerksamkeit zuteil. Eckard Hammel glaubt, dass die Beziehung dieses Täters zum Medium wechselseitig ist („Aktion und Prozess. Über den Exzess des Toten: Serial Killer und Medien“, in: Toten. Affekte, Akte und Formen. Paragona, Internationale Zeitschrift für historische Anthropologie. Bd. 20, Heft 1, 2011).

Serienmörder, so Hammel, betrachteten einerseits pornographische Videos, gleichzeitig bannten sie ihre Untaten auf Fotografien sowie Audio- und Videobändern. Auch das tat er, wie Leonora Lake und Charles Ng betrieben, weil sie die Tötungsrituale selbst dokumentierten. Sie zeugen damit von einer besonders drastischen Begegnung von Filmen und Kille-ri, den Straff Movies, die für sich echte Morde reklamieren.“ Nimmt man dazu, dass der Begriff „Serienkiller“, wie Hammel anmerkt, erst gegen Ende der siebziger Jahre aufkam (auch wenn es den Tätern wohl schon vorher gab), dann hat man vielleicht einen weiteren Hinweis auf die historische Kriegerrolle der Zwickauer Zelle, deren Mitglieder den Jahrgängen 1973, 1975 und 1977 angehören. Auch das ist eine statistische Auswertung von Mordserien einen Durchschnittstyp des Täters ergeben hat, der dem der Zwickauer ähnelt – der „normale“ Serienkiller ist weiß, männlich, überdurchschnittlich intelligent (was mindestens vier Mundlos passen würde, den „Intellektuellen“ der Gruppe) und begeht seine Taten in einem Alter zwischen 25 und 35 Jahren –, fügt sich ein Bild.

Dem neuen Täters entspricht eine neue Art des Ermittlers, jedenfalls in der medialen Imagination. Hammel sieht einen Übergang vom Detektiv der klassischen Kriminalliteratur zum Profiler: „Mit den Mitteln der Detektive, die in ihrer Binnenwelt brillant zur Festsetzung der TäterInnen führen, kann ein Serienkiller nicht ermittelt werden, der von außen in eine helle Welt eintritt und nach der Tat wieder im Außen verschwindet und somit eher den Auftragskiller als den Mörder beehrt.“ Wenn der Serienmörder schwer zu ermitteln ist, dann deshalb, weil ein Motiv aus der Naht-Umgebung des Opfers zunächst nicht auf der Hand liegt, völlig tarnt sich der Täter oft in einem völlig normalen Milieu. Nur die „Handschrift“ der Morde bleibt dem Profiler zum Lesen und Entziffern ausge-

Was die Selbstdokumentation angeht, so führt Hammel sie auf ein Paradox der Tat zurück. Vor allem serielle Sexualmörder berichten von einem „Kill Thrill“, einem indersten emotionalen Erregungs- ja, fast Erleuchtungszustand während der Tat. Diese Präsenz zu bewahren sei das Ziel: „In dieser Phase haben viele Killer zahllose Bild- und manchmal auch Audio-Dokumentationen von den Untaten gemacht und sich auch sexuelle Höhepunkte verschafft.“ Doch dann verpuffe das Hochgefühl, die Dokumentation kann ihr magisches Versprechen nicht halten. Die Rituale der Serie muss in gleichsam mechanischer Wiederholung fortgesetzt werden. Leider versucht Hammel, seine Gedanken durch Verweise auf Freud, Lacan und Deleuze kulturtheoretisch aufzupfeifen, was anregend, aber nicht wirklich überzeugend ist.

Unter den anderen Beiträgen dieses Themenbandes ist die Untersuchung von Udo Grashoff hervorzuheben (Selbsttötungen als Indikatoren für psychosoziale Lebensqualität? Eine Sondierung zu autiziden Strukturen in der DDR). Grashoff stellt das Interpretationskonstrukt der populären Geschichtskultur in Frage, nach dem die in der DDR (im Vergleich zur Bundesrepublik) höher Selbstmordrate ein Ausdruck der Verzweiflung im totalitären System gewesen sei. Ein wenig war die Führung der SED an dieser schlichten Deutung selbst schuldig, indem sie seit 1963 die Suizidstatistik zur offiziellen Ausdruck der Selbstmordrate Zahlen schon im neunzehnten Jahrhundert fest eingespart. Die Ost-West-Differenz hat sich vom Kaiserreich über Weimarer Republik, Nationalsozialismus bis hin zur Zeit der deutschen Teilung kaum verändert. Wir haben es mit einer langfristigen regionalen Besonderheit zu tun.“ Besonders betroffen sind nach Grashoff Sachsen und Thüringen, die Ursachen dieser Spezifität seien bis heute nicht aufgeklärt. Nach dem Stichtag der Statistik über Selbstmord stellt Grashoff fest, dass der Anteil an politischen Motiven im Bereich des „statistischen Rauschens“ lag – und er hält dies für verlässlich, weil ja gerade die Staatssicherheit naturgemäß kein Interesse gehabt haben müsste, politische Motive aufzuspüren. LORENZ JÄGER



Ein Foto fordert die Interpreten heraus: Pete Souza nahm den Moment der höchsten Anspannung auf, als der Erfolg der Aktion noch nicht sicher war. Foto Archiv

Keine Welt ohne Bilder

Die Eikones-Jahrestagung in Basel diskutiert die Karriere des Weltbegriffs

Der Nationale Forschungsschwerpunkt Bildkultur Eikones widmet sich als Teil Universität Basel der Macht und der Bedeutung von Bildern. Die Untersuchungen kulminieren in den jährlichen Tagungen, zum fünften Mal kam man dafür im Schaulager der Emanuel Hoffmann Stiftung zusammen. Die Qualität des von Cornelia Bohm und Arno Schubach gestalteten Programms lag dabei in zwei Aspekten: zum einen in materialbezogenen Referaten, in denen historische Wissenschaften auf den Bildbereich geführt wurden; zum anderen in philosophischen Vertiefungen, die die Komplexität des Weltbegriffs abtasteten.

Der dreieckige Fächer reichte von bewegten Bildern, die Peter Geimer und Thomas Eisaesser analysierten, über Weiterzeugung durch Zahlensysteme – hier brillierte Karin Knorr Cetina neben Tobin Werron und Theodore Porter – bis zu historischen Exkursen anhand von Weltkarten (Sylvie Krämer), des kolonialen Diskurses um 1600 (Susanna Burghartz), Vorträgen zur globalen Genese perspektivischer Darstellungen (Monica Junea) oder zum Verhältnis von Stadt und Weltgesellschaft (Rudolf Stichweh). Neben Soziologen untersuchten Historiker, Kunstgeschichtler, Philosophen und Medienwissenschaftler die epistemologische Kraft des Graphischen.

Fast jeder Vortrag führte vom Bild zur Welt oder von der Welt zum Bild, wenngleich physisch vorhandene Bilder oft nur als Ausgangspunkte oder Ziele der Argumentationen eine Rolle spielten. Alle Referate werden im Herbst 2012 in einem Sonderband der Zeitschrift „Soziale Systeme“ publiziert werden.

Der Philosoph Thomas Khurana (Frankfurt am Main) warnte zwar vor der Trockenheit Immanuel Kants. Doch ermunterte er zum Zuhören und verstand es, sich nicht in Kants Antinomien zu verstricken, sondern den Begriff der Welt als merkwürdigsten Aspekt der Vernunft darzustellen, was ihn zum „Erhabenen“ bei Kant führte. Khuranas Ausführungen zur Dialektik von Auffassung und Zusammenfassung erwiesen sich im weiteren Verlauf der Tagung als brauchbare Formel

zum Erschließen des Erkenntnisprozesses, der den operativen Weltbegriff begleitet. Khurana schloss mit der These, dass die Idee der Welt Teil ihrer selbst ist und der Weltbegriff nur im Plural verstanden werden kann. In enger Verbindung zu Khuranas Betrachtungen stand Karin Knorr Cetinas Blick auf sogenannte skopische Medien. Die Soziologin der University of Chicago stellte die auf Bildschirmen erzeugte virtuelle Welt der Aktienhändler vor. Daten werden hier in Graphen und Tabellen transformiert und imaginieren so ein zweidimensionales Bild ferner oder unsichtbarer Vorgänge, die sich durch Interaktion beeinflussen lassen. Der Händler erzeugt durch sein Handeln neue Graphen und wird damit Teil dieser Welt, zugleich wird aus dem persönlichen Face-to-Face ein synthetisches Face-to-Screen.

Der Kunsthistoriker Peter Geimer (Freie Universität Berlin) widmete sich sichtbaren Erscheinungen des Vergangenen, genauer dem Verhältnis von Imagination und Dokumentation sowie der Differenzierung von Farbe und Nichtfarbe in der Fotografie und im Historienfilm. Geimers Verweis auf die Kritik von Roland Barthes an der Farbfotografie erwies sich als Schlüssel zur Befragung der Mechanismen der Bildwahrnehmung, zum Nebeneinander von Imagination und Sichtbarkeit. Als anschauliches Beispiel diente der Filmloop „Vietnam 1967, near Duc Pho (reconstruction after Hirohimi Mine, 2001)“ des belgische Videokünstlers David Claerbout, der durch die Verbindung zweier zeitlich nicht vereinbarer Bildmotive irritiert. Die Unsichtbarkeit von Manipulationen war auch Thema von Sylvie Krämer, wie Geimer an der Freien Universität Berlin tätig, die am Beispiel historischer Landkarten zum Wahrheitsgehalt dieser Art von Weltbildern referierte.

Frau Krämer sprach nicht nur über die Erkenntnisfunktion der Linie, sondern erkannte in der Bipolarität von Transparenz und Opazität das eigentliche Potential von Karten. Transparenz zielt dabei auf exakte Repräsentation – Artifizielles wird naturalisiert –, während die Idee der opaken Karte auf die Eigengesetzlichkeit des

Materialsatz: Naturgegebenes wird kulturell interpretiert. Karten erzeugen, was sie darstellen, nämlich eigene Welten.

Rudolf Stichwehs Abhandlung zum Begriff der Weltstadt überzeuge durch hohe Anschaulichkeit und historische Tiefe. Dass der an der Universität Luzern tätige Soziologe bei der Beschreibung dieses Topos ohne nennenswerte Bezüge zur gebauten Stadt auskam, war kein Manko, vielmehr der Beleg dafür, dass die Weltstadt ein Ort der ihr innewohnenden Möglichkeiten ist. Erst in der Verschränkung von universitas und voluntas formt sich nach Stichwehs Auffassung jene „geschworene Einigung von Menschen“, die als Ganzes den sozialen Organismus einer Weltstadt bilden. Sie ist ein Ort, an dem alles gedacht wird, was in der Welt gedacht wird. Ob jedoch die auf die Großstadt fixierte Dynamik unserer Zeit Bestand haben kann, bleibt unter ökonomischen und ökologischen Aspekten fraglich.

Traditionell lädt Eikones zu jeder Jahrestagung eine Künstlerin oder einen Künstler nach Basel ein, ist das auch ein kulturpolitisches Statement. Spätestens seit einer 2004 von der rechtspopulistischen SVP zum Skandal aufgeblasenen Provokation steht der Künstler bei den Konservativen auf dem Index. Sein Vortrag „Meine Welt in Deiner Welt“ lag das gewünschte Quantum neben der Spur der anderen Referate und erwies sich in seiner Darbietungsform als Kontrast. Gleichwohl blieb der Bezug zu den zuvor und danach beschriebenen Weltbegriffen bläss.

In den zweieinhalb Konferenztagen formte sich die Erkenntnis, dass Weiterzeugung durch Bilder nicht nur ein über Jahrtausende gewachsener Kulturmechanismus ist, sondern bis in jede Nische der Gesellschaft als hochsozialisiertes Prinzip vorgedrungen ist. Bilder, so ein Fazit, sind weder eindeutig noch substituierbar und nehmen wirkmächtig Einfluss auf ihre Kontexte. Die Welt erzeugt Bilder und das Bild erzeugt Welten. TILO RICHTER

Zwang zur Freiheit

Axel Honneth philosophiert über Scheidungen

Axel Honneth ist offenbar ein Verfechter der Patchworkgesellschaft, in der Verbindlichkeit eine Haltung ist, die man getrost vernachlässigen kann. Jedenfalls könnte man diesen Eindruck gewinnen, wenn man das Interview liest, das der Frankfurter Philosoph soeben dem neuen „Philosophie Magazin“ gegeben hat. Insgesamt, so Honneth, ziehe sich doch ein Band des Fortschritts durch die Geschichte, und zwar in allen Bereichen.

Ob auch in der Liebe, fragt ihn der Interviewer und verweist auf die steigenden Scheidungsraten und darauf, dass immer mehr Kinder ohne ihren Vater aufwachsen. Und was antwortet Honneth? „Eine erhöhte Scheidungsrate ist ja auch der Ausdruck dafür, dass man sich nicht mehr in Zwangsverhältnisse einfach nur einfügen möchte, sondern durchaus seine eigenen Vorstellungen hat von dem, was Liebe und eine befriedigende Familiarität ausmachen sollte. Insgesamt sind gewachsene Scheidungsraten per se nichts Negatives, sondern immer auch Gesundungsprozesse.“

Gesundungsprozesse also. Wie aber soll man sich diese Gesundungsprozesse vorstellen – vielleicht als eine Kur in der wohlthuenden Höhenluft der Schweizer Berge, nach der es allen Beteiligten sofort viel besser geht, was sie wieder frei machen können und sich voller Leidenschaft in die Welt aufwandern? Wie die Ehefrau und Mutter, die sich mit Ende dreißig überlegt, ihr Leben auf den Kopf zu stellen, und sich kurzerhand aus allen Zwängen befreit, die gemeinsamen Kinder packt und auswandert? Oder der Vater, den der plärrende Nachwuchs dermaßen enerviert, dass er am Ende selbst geht?

Offenbar meint Honneth, wenn er so unbekümmert über die Vorfälle unserer Multioptiongesellschaft plaudert, jene Seite der Medaille, auf der Begriffe wie Selbstverwirklichung, Freiheit, Glück und Ich-Optimierung stehen. Ich bin nicht einer, ich bin viel! Keine Frage, unser enormer Gestaltungsspielraum, die Möglichkeit, falsche Entscheidungen zu revidieren und noch einmal von

vorne anzufangen, wie es so schön heißt, ist wunderbar, und niemand möchte erstahnt die Zeit zurückdrehen. Doch genau aus diesem Grund ist es umso wichtiger, manchmal innezuhalten, sich die Frage zu stellen, ob sich unsere Freiheit nicht längst in Zwang verkehrt hat und wir uns vielleicht deshalb allzu oft in einem permanenten Unruhe- und einem Sehnsuchtszustand befinden.

Wartet nicht irgendwo ein besseres Leben auf mich? Steht mir nicht ein besseres zu? Eines, das weniger grobschick und dafür voller Poesie ist? Zu Recht spricht Honneth von der individuellen Sicht auf die Liebe. Liebe empfindet man immer wieder neu, anders, anregend, unvergleichlich, und wenn zwischen zwei Menschen an ihre Stelle Gleichgültigkeit getreten ist, muss jeder gehen dürfen, ob Kinder im Spiel sind oder nicht. Und was der eine unter „befriedigender Familiarität“ versteht macht den anderen nicht automatisch froh. Aber Honneth, und das ist fatal, nimmt ausschließlich die Erwachsenenperspektive, also die Machtperspektive ein. Die Sicht der Kinder wird er beiseite, er fragt nicht nach dem Preis – als könnte man die Vergangenheit ablegen wie einen Mantel. Und so sitzt er da, der Philosoph im Erlenbeerstuhl, die Arme verschränkt, und verschnäht sich hinter lauter Begriffen.

Herr Honneth, möchte man ihm aufmunternd zurufen, treten Sie vor Ihre Türe, sehen Sie sich um und fragen Sie die vielen Scheidungskinder, ob sie der „Gesundungsprozess“ ihrer Eltern glücklich macht. Ob sie fortan gerne als „Kids on tour“ mit der Bahn durch Deutschland reisen möchten, besonders zu Weihnachten, weil der Vater oder die Mutter plötzlich vierhundert Kilometer entfernt mit einer neuen Familie wieder ein beschädigtes Urerben ererben wird. Und ob es sie nicht beunruhigt, dass die Wahrscheinlichkeit, dass diese Kinder später selbst geschieden werden, fast doppelt so hoch ist, wie bei Kindern aus intakten Familien? Sie werden überraschende Antworten erhalten. MELANIE MÖHL